Ideal und Leben

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 25

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640322

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

An bestimmten Abenden erscheinen geheimnisvolle, gelbgrüne Flammen auf dem Wasser der Bai — —"

„Phosphorzenz", unterbrach mich Lills Gatte, indem er sich energisch den bereits etwas fetten Rücken schrubbte.

„Zweifellos. Eine Erscheinung etwa wie das Meeresleuchten im Süden, nur viel stärker und heller. Die Fischer nennen es Teufelsfeuer, und wenn die Fischerfrauen die Flammen auf dem Wasser sehen, werfen sie die Tenugui ihrer Männer ins Meer. Wenn eine Frau am andern Morgen das Tenugui ihres Mannes auf dem Felsen dort drüben in der Mitte der Bai findet, von Wind und Welle angespült, so weiß sie, daß ihr Gatte sie betrügt."

„Blödsinniger Aberglaube", sagte Lills Gatte, „machen sie das heute noch?"

„Seltener", sagt der Wirt, „meist nur romantische junge Seelen."

Lill aber fragte, nur mit dem Kopf über den Rand der Badewanne guckend: „Gilt die Regel auch umgekehrt?"

„Gewiß. Junge Männer werfen oft die Handtücher ihrer Geliebten oder Frauen ins Meer, um die gleiche Treuprobe zu machen."

Als wir vom Bad kamen, fanden wir das Abendessen bereits serviert, die Papierwände des Zimmers waren zur Seite geschoben und man genoß einen wundervollen Blick über den graziös geschwungenen Strand mit den Fischerbooten, die Bai und die Felseninsel in ihrer Mitte. Das Essen zog sich — wie das bei allen Dingen in Japan der Fall ist — in die Länge, und zum Schluß sagte Lills Gatte, sich erhebend:

„Ich weiß nicht, was ihr vorhabt; ich aber gehe zu Bett."

„In einer so schönen Nacht und bei so einem Mond?" fragte ich vorwurfsvoll.

„Für mich ist die Nacht am schönsten, die man ganz durchschläft", meinte er.

Ein Mädchen warf sich vor der Schwelle auf die Knie und meldete, daß die Betten bereitet wären. Lills Gatte blickte durch die Tür in den Schlafraum: Da lagen unter den weiten, grünen Moskitonetzen die dicken, seidenen Decken und Polster, Entspannung und Ruhe versprechend — wahrlich ein verlockender Anblick.

Lill klagte: „Wir wollten doch bei Mondschein baden — und Boot fahren — und am Strand liegen — und Feuer anzünden — das hast du mir doch alles versprochen!"

Aber der Gatte war nicht zu erweichen. „Nein" — er wies auf das Nachtlager, „das ist zu appetitlich." Und damit verschwand er.

Lill und ich blieben eine Weile schweigend zurück. Groß schaute der Mond mit halbem Gesicht durch das offene Fenster. Dann gingen wir zu dritt an den Strand: Lill, der Mond und ich.

Die Mädchen brachten uns die Handtücher nach: „Für den Fall, daß Sie baden möchten."

„Wollen wir ein Boot nehmen?" fragte ich Lill.

„O, schön!"

— und zum Felsen hinüberrudern?"

Der Mond fuhr mit.

Der Felsen wies auf der einen Seite einen sanft abfallenden Streifen Sand auf. Das Boot fuhr auf.

„Hier könnte man wundervoll baden", meinte Lill, „der Sand, das seichte Wasser — — —."

„Wir haben die Badeanzüge nicht bei uns, Frau Lill."

„Nach der Szene eben im Badezimmer ist das doch ganz egal. Oder nicht?"

Es lag eine Art gepreßter Tapferkeit in ihrer Stimme.

Wir badeten, der Mond sah zu.

Nachher lagen wir auf dem Sandstreifen, die Handtücher legten wir auf den Felsen, der noch von der Sonne des Tages warm war. Kleine Wellen leckten zu unsern Füßen herauf und wisperten.

„Sehen Sie doch! Sehen Sie doch!" rief auf einmal Lill, „sind das nicht die — Teufelsfeuer?"

Ich richtete mich auf und blickte aufs Meer hinaus. Es waren die Teufelsfeuer. Sie tauchten mit den Wellen auf, verschwanden mit ihnen und unterschieden sich deutlich durch ihren geheimnisvollen Schimmer vom Reflex des Mondes.

Das ganze Meer schien in einer schwülen, gelbgrünen Lohe zu brennen. Es war unheimlich, erregend, schön.

Wir legten uns wieder zurück und schwiegen. Die Nacht schwieg mit. Da sang eine Zikade. — Wie hat sie sich so weit verirren können, auf diesen Felsen ohne Baum und Gras, dachte ich. Die Zikade sang ein einziges, kurzes Lied, nur fünf oder sechs Töne, wie einer, der auf der Oboe präludiert. Immer wieder das gleiche kurze Lied.

Da — als ich mir gerade sagte, wie hoffnungslos es doch für das kleine Tier sei, in dieser Einsamkeit allein sein Liebeslied zu singen — antwortete eine andere Zikade, leiser, zarter, doch mit dem gleichen Lied, dem gleichen kurzen, aber sehnsüchtigen Lied.

*

Am anderen Morgen — Lills Gatte und ich waren Frühaufsteher, während Lill selbst noch schlief — machten wir beide Männer einen Spaziergang am Strand. — Ich blickte im Gehen über die Bai, hinaus nach der Felseninsel, und da — auf einer Zacke — sah ich etwas Weißes schimmern. Im selben Moment fiel mir siedendheiß die Frage ein: Haben wir vergangene Nacht unsere Handtücher von der Insel zurückgebracht? — Ich hatte — gewiß, ich hatte mein Handtuch zur Morgentoilette benutzt; es war also da; aber Lills? — —

Möglichst unauffällig lenkte ich die Aufmerksamkeit ihres Gatten auf die Schönheit der Berglandschaft hinter dem Dorf und auf Umwegen, die keinen Ausblick auf das Meer gestatteten, führte ich ihn zum Gasthof zurück.

Bis zum Frühstück blieben mir zehn Minuten. Ich nahm ein Boot und ruderte eilig nach der Insel hinaus. Da hing noch das Tuch am Felsen; ich nahm es herunter: Es war Lills Tuch, dasselbe, das sie im Bad von dem Mädchen bekommen und später zum Abtrocknen nach dem Schwimmen benutzt hatte.

Als ich mit dem zusammengeknüllten Tuch aus dem Boot stieg, wartete eine Magd aus dem Gasthof am Strand auf mich, ein schmales, hübsches Ding, das mir schon am Abend vorher aufgefallen war. Sie machte ein gequältes Gesicht und sagte: „Verzeihen Sie, Herr, aber ich glaube, das ist mein Tenugui; ich warf es gestern nachts ins Meer."

„Du irrst", entgegnete ich, „das ist nicht deins." Und dabei — achtlos — entfaltete ich das Tuch.

Ein erlöstes Leuchten ging über das Gesicht des Mädchens. — „Nein. Das ist nicht mein Tenugui", sagte sie froh. Doch plötzlich bekam sie ganz große, schwarze, erschrockene Augen: „— aber es ist das der schönen weißen Frau mit den gelben Haaren!"

Ideal und Leben.

In den Lüften treibt licht eine Wolke,
Auf der Erde ihr Schatten schleicht,
Wie ein trauriger wegmüder Wandrer,
Der nimmer sein Ziel erreicht.

Mir ist, ich sehe mein Leben,
Wie es doppelt vorüberschwebt,
Am Himmel, wie ich es träumte,
Im Tale, wie ich's gelebt.

Jakob Boßhart.